

E

Es weihnachtet in der Herz-Jesu-Kirche in Mönchengladbach. Flackernder Kerzenschein erleuchtet die Kirchenfenster. Aus dem Inneren ist ab und zu sanfte Musik zu vernehmen. Der ganze Ort wirkt andächtig und voller Erwartung auf den festlichsten aller Tage. Das gewaltige, über hundert Jahre alte Kirchenschiff im neugotischen Stil ist wie geschaffen für einen schönen romantischen Adventsgottesdienst.

VON MICHAEL FABRICIUS

Doch etwas stimmt nicht. Vom Vorplatz aus, an der Stirnseite der Kirche, ist es kaum zu erkennen. Wer aber ein paar Schritte zur Seite geht und das Gebäude umrundet, dem fallen sofort die riesigen Ausschnitte in der Ziegelsteinwand auf. Bis unter das Dach wurden an vielen Stellen großzügige Fenster eingesetzt. Betritt man das Innere des Gebäudes, wird endgültig klar: Die Herz-Jesu-Kirche ist gar keine Kirche mehr. Eine gewaltige Konstruktion aus mehreren Etagen wurde hier eingebaut, in der Mitte des Hauptschiffs ragt ein gläserner Fahrstuhl nach oben und verbindet mehrere Laubengänge miteinander. Dahinter befinden sich insgesamt 23 Wohnungen in Holzbauweise. Zu günstigen Preisen, voll vermietet. Einen Gottesdienst wird es hier so schnell nicht mehr geben.

Rund um Weihnachten suchen viele Menschen wieder nach einer kleinen Dosis Spiritualität. Manche sehnen sich vielleicht nur nach Gesellschaft in der Gemeinde. Oder nach schönen Kindheits Erinnerungen. So oder so – die Kirchen sind voll. An den übrigen Sonntagen des Jahres hingegen sieht es anders aus. Die meisten Kirchengemeinden schrumpfen, vor allem in ländlichen Regionen. Immer mehr Bistümer und Landeskirchen sehen sich deshalb dazu gezwungen, ihre Kirchen zu schließen, oder sich eine neue Nutzung zu überlegen. Denn mit der sinkenden Zahl an Gläubigen gehen auch die Geldeinnahmen zurück. Und gerade die oft gewaltigen Kirchenbauten mit ihrer alten Bausubstanz sind teuer im Unterhalt. Manchen Gemeinden bleibt da nichts anderes übrig, als ihre wichtigste Immobilie gänzlich zu verkaufen – so wie die Herz-Jesu-Gemeinde in Mönchengladbach.

Immerhin entstanden dort, im Stadtteil Hardterbroich-Pesch, unter der Regie der Firma Schleiff Denkmalentwicklung, öffentlich geförderte Mietwohnungen zum Preis von 4,85 Euro pro Quadratmeter. Wer hier wohnen möchte, muss einen Wohnberechtigungsschein vorweisen. Alle Wohnungen sind barrierefrei und energieeffizient. So kann das Projekt immerhin als sozial verträglich und umweltgerecht durchgehen.

Das klafft jedoch nicht immer, weiß Winfried Schwatlo, Professor für Immobilienwirtschaft an der Nuerthingen Geislingen Universität und Geschäftsführer der Schwatlo Management GmbH. „Die Kirchen möchten in den meisten Fällen verkaufen“, sagt er. „Aber sie möchten auch, dass die Nachfolgenutzung gesellschaftlich akzeptiert wird. Das kann bei einer gastronomischen Nutzung schwierig sein. Eine Bar beispielsweise kann sehr elegant sein – hat aber auch einen aus kirchlicher Sicht problematischen Touch.“

So kam die Martinikirche in Bielefeld zu einiger Berühmtheit. Sie war eine der ersten Kirchen in Deutschland, die im Zuge der allgemeinen Schrumpfung entweiht wurden. Im Jahr 2003 begann die Sanierung, 2005 eröffnete das Restaurant „Glückseligkeit“ mit 350 Plätzen, inklusive Biergarten. Seitdem ist das ehemalige Gotteshaus gelegentlich auch eine Eventlocation. Bilder mit ausgelassenen Tanzpartys vor sakraler Kulisse und Animmern-Girls in eher unchristlichen Kostümen machten die Runde. Von Besinnung keine Spur.

Vor einiger Zeit startete Immobilienexperte Schwatlo ein Projekt mit dem Namen „Zukunft Kirchenimmobilien“ und schickte Studenten auf die Suche nach gelungenen Umnutzungen. Zwei Jahre lang besuchten sie die entweihten Orte, sprachen mit Bürgern und Kirchenleuten und stellten eine auch architektonisch beeindruckende Sammlung auf. So gibt es tatsächlich etliche Kirchengebäude, in denen Wohnungen ein-



In der St. Aegidien-Kirche in Hannoversch Münden wurde nur das Nötigste renoviert

SCHNITZEL statt Hostien

Seit dem Jahr 2000 wurden mehr als 500 katholische Kirchengebäude entweiht. Bei den Protestanten sieht es nicht viel besser aus. Doch die Kirchenhäuser sind wertvolle Bausubstanz, Treff- und Mittelpunkt vieler Städte. Erfreulicherweise gibt es viele kreative Ideen, den Raum für die Gemeinschaft weiter zu nutzen



Die ehemalige Abteikirche St. Maximin wird jetzt von mehreren Bischofsschulen als Sporthalle genutzt

gebaut wurden, wie in Mönchengladbach. Manche neuen Nutzer fanden auch sanfte Formen der Gastronomie, so wie in der St.-Aegidien-Kirche Hannoversch Münden. Ein Denkmalschutzaktivist hatte die gotische Kirche aus dem Mittelalter für einen symbolischen Euro gekauft. 2010 eröffneten engagierte Bürger dort ein kleines Café für die Sommermonate. Das Vorhaben lohnte sich jedoch nicht, vor Kurzem gaben die Betreiber wieder auf.

In Aachen wiederum wurde die Klosterkirche St. Alfons in ein Bürogebäude umgewandelt, neudeutsch „Workingspace“. Wo einst die Gesangsbücher herumgereicht wurden, klappern heute die Computertastaturen.

Oder es wird geschwitzt. In Trier nutzen mehrere Bistumsschulen die St.-Maximin-Kirche als Sporthalle. Wiedermum in Mönchengladbach dient die ehemalige Pfarrkirche St. Peter heute als Kletterhalle. Bis zur Decke ziehen sich mehrere Parcours für Einsteiger und Profis. Im niederländischen Arnhem entstand eine Skaterhalle mit Sprungschanzen.

„Es scheint so zu sein, dass das überall ein relevantes Thema für die Kirchen ist, im ganzen Bundesgebiet“, erzählt Schwatlo von seinen Erfahrungen. „Allerdings wird das Thema häufig tabuisiert. Nach unserer Beobachtung gibt es in vielen Bistümern und Landeskirchen zwar gute Immobilienmanager. Insbesondere in der katholischen Kirche aber sitzen in den Aufsichtsgremien fast ausschließlich kirchliche Vertreter. Die scheinen gewisse wirtschaftliche Realitäten und Notwendigkeiten nicht immer in vollem Umfang wahrzunehmen.“

Früher oder später dürften die Kirchenleute aber von der Realität eingeholt werden. Zwischen 2000 und 2017 haben die katholischen Bistümer in Deutschland die sakrale Nutzung von knapp 500 Kirchengebäuden aufgegeben. Rund 140 Kirchen wurden sogar abgerissen. Die evangelische Kirche verabschiedete sich zwischen 1990 und 2017 von über 700 Kirchengebäuden. Davon wurden etwa 280 verkauft und über 100 zurückgebaut. Diese Zahlen geben jedoch nur einen kleinen Teil dessen wieder, was vor sich geht. Denn die meisten Gemeinden, die eigentlich schließen müssten, halten an ihren Gebäuden fest und versuchen den harten Schnitt so lange hinauszuzögern, wie es nur irgend geht.

Dabei wünschen sich die meisten Menschen vor Ort, dass die Kirche im Wortsinn „im Dorf“ bleibt und nicht abgerissen oder in ein Partylokal verwandelt wird. „Kirchen sind häufig die maßgeblichen, manchmal die einzigen Träger baukultureller Tradition in Dorf und Stadt“, heißt es warnend im Jahresbericht der Bundesstiftung Baukultur. In ihrer umfassenden Bestandsaufnahme widmet die Stiftung den Kirchen so viel Aufmerksamkeit wie noch nie. „Schließungen und Abrisse haben enorme Folgen für das Sozialgefüge der jeweiligen Quartiere, denn mit dem Verlust von Sakralräumen gehen häufig weitere Nutzungsaufgaben einher, beispielsweise die Schließung von Gemeindesälen, Gruppenräumen, Bibliotheken, Kleiderkammern oder Kindertagesstätten“, zählten die Kulturwächter aus Potsdam auf.

Andererseits sei eine Nutzung als offizieller Veranstaltungssaal bautechnisch oft besonders schwierig. Denn dann kommt neben der Versammlungsstättenverordnung ein Regelwerk zum Tragen, das für viele Ingenieure und Verwaltungsangestellte heute weitaus mehr Gewicht hat als alle weihnachtlichen Bibelverse zusammen: der Brandschutz. Schon ein normales Wohngebäude im Bestand mit moderner Brandschutztechnik und Fluchtwegen auszustatten, ist eine fast unlösbare Aufgabe. Wie soll das dann mit Ziegelbauten gelingen, teilweise aus mittelalterlichen Zeiten, mit 30 bis 60 Meter hohen Türmen, leicht brennbaren Staffagen und oft nur einem einzigen großen Fluchtausgang? Würden die aktuellen Brandschutzregeln für klas-

sisch genutzte Kirchen gelten – es dürfte dort wohl nicht mal das erste Lichtlein am Adventskranz angezündet werden.

Mitten in Berlin steht die Parochialkirche, einer der ersten Kirchenneubauten in der Hauptstadt nach der Reformation, geweiht im Jahr 1703. Der vollgestopfte Alexanderplatz mit seinem kreischend-lauten Weihnachtsmarkt und den trubeligen Shoppingcentern liegt nur wenige Minuten entfernt. Und doch gehen nur vereinzelt einige Passanten die paar Schritte zur Klosterstraße und dort in die alte „St. Petri“ – berühmt für ihr Glockenspiel, das seit Oktober 2016 wieder vier Mal am Tag ein Lied aufführt.

Neben an sind die Büros des Evangelischen Kirchenkreises Berlin Stadtmitte. An einem schlichten Konferenztisch sitzt Superintendent Bertold Höcker. Und er hat eine Mission. „Bevor wir Kirchen schließen, lasst sie uns erst einmal richtig öffnen“, sagt Höcker. Er will die vielen Kirchen in der Berliner Innenstadt nicht einfach aufgeben, obwohl auch dort, trotz Bevölkerungswachstum, die Zahl der Gottesdienstbesucher massiv gesunken und das Geld für den Unterhalt knapp geworden ist. Stattdessen sollen die Häuser, ganz Hauptstadtkultur, zu alternativen Veranstaltungszentren werden.

Immerhin hat Höcker das Glück, zu den 47 Kirchen seines Kreises einige Berühmtheiten zählen zu können. Beispielsweise den Berliner Dom auf der Museumsinsel oder den Französischen Dom auf dem Gendarmenmarkt. Dort ist es vergleichsweise einfach, über Konzertveranstaltungen zusätzliches Geld einzuspielen. Der Berliner Dom etwa macht so viel Umsatz, dass nur sieben Prozent des Gesamthaushalts über Kirchensteuern finanziert werden müssen. In einer klassischen Gemeinde sind es meistens 90 Prozent und mehr.

Doch es gibt auch andere Kirchen in seinem Bezirk, bei denen es schwerer ist. Die Heiligkreuzkirche in Kreuzberg etwa musste umgebaut werden, um sie nutzbar zu machen. Im Inneren befindet sich heute eine Stahlkonstruktion mit herausnehmbaren Elementen. So entstehen kleine oder große Räume für Ausstellungen, Konzerte, Versammlungen. Die Reformationskirche im Ortsteil Moabit war ein noch schwierigerer Fall. Im November 2004 beschädigte ein Brand das Gemeindezentrum, die Reparaturkosten stiegen ins Untragbare. Das Geld von der Feuerversicherung reichte gerade noch, um das Dach zu decken. Dann entschied sich der Kirchenkreis dazu, die gesamte Immobilie dauerhaft zu verpachten.

Seit 2000 werden Räume und Kirche von einem jungen Konvent genutzt, eine quirlige Initiative von Bürgern aus der Gegend. Gottesdienste finden wieder statt, allerdings nicht zur für Hauptstadter unüblichen Zeit um 10 Uhr morgens, sondern um 17 Uhr am Nachmittag. Es gibt einen Chor, Theaterspiel und Treppentanz. „Die Reformationskirche ist zu einem der vitalsten Zentren der Stadt geworden“, sagt Höcker. Und trägt sich weitgehend selbst. Nach und nach hat der Konvent sogar das Gemeindezentrum renoviert. Wichtig ist Höcker stets nur: „Es darf nichts in den Kirchen geschehen, das dem Evangelium widerspricht.“

Für solche Ansprüche ist es in anderen Gemeinden zu spät. Etwa bei der Kapernaumkirche in Hamburg-Horn. Das Gebäude war Weihnachten 2002 entwidmet und verkauft worden, an einen privaten Investor. Dieser veräußerte es 2012 weiter, für eine Million Euro. Käufer war ausgerechnet das Islamische Zentrum Al-Nour. Und Al-Nour hat nun ein muslimisches Gebetshaus daraus gemacht. Im August dieses Jahres war die Eröffnung. Zum ersten Mal wurde in Deutschland aus einem ehemals evangelischen Gotteshaus eine Moschee.



Die St. Aegidien-Kirche in Hamm, Münden von außen

Akzeptanz der Umnutzung von Kirchen und Kapellen

Zustimmung zu neuen Nutzungsmöglichkeiten, Antworten in Prozent



Quelle: Bevölkerungsbefragung zum Baukulturbericht 2018/19